

Hans Maier

**Adenauer-Zeit: Spuren ihrer Wahrnehmung in der deutschen Nachkriegs-
literatur und -publizistik**

Die Adenauer-Zeit glauben wir zu kennen. Das Wort ist uns längst vertraut.¹ Wir assoziieren damit Dinge, die den Menschen in den Jahren 1949-1963 ins Auge fielen und im Gedächtnis haften blieben: die Bildung der kleinen Koalition, die Wiederbewaffnung, den Neugewinn politischer Handlungsfähigkeit, den Lastenausgleich im Inneren, die Anfänge der Integration in der Außen- und Europapolitik. Aber auch ganz alltägliche Dinge fallen darunter, die Auswirkungen des Wirtschaftswunders, Konsumwelle und Reisefieber, die ersten Neubauwohnungen, Glaswände, Nierentische, Tütenlampen, Filme über Sissi und Otto Normalverbraucher, das 3:2 gegen Ungarn bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Bern 1954 („Wir sind wieder wer!“), Erica Pappritz' Buch „Etikette neu“ 1956² und – ein Jahr später - der Mordfall Rosemarie Nitribitt in Frankfurt als erster großer Sittenskandal der neugeborenen Republik – man könnte die Liste fortsetzen.

¹ Adenauerzeit. Stand, Perspektiven und methodische Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung (1945-1967) (= Rhöndorfer Gespräche Band 13), hg. von Anselm Doering-Manteuffel, Bonn 1993; Karin Bölke/Frank Liedtke/Martin Wengeler, Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära, Berlin 1996.

² Karlheinz Graudenz/Erica Pappritz, Etikette neu, München 1956. Das Buch, für heutige Historiker eine interessante Quelle deutscher Befindlichkeiten zehn Jahre nach dem Krieg, erregte damals Empörung, weil es angeblich den Satz enthielt: „Wo wir sind, ist oben.“ In Wahrheit hieß der Satz jedoch: „Hüten wir uns vor dem verhängnisvollen ‚Wo wir sind, ist oben!‘“

Die Älteren von uns haben die Adenauer-Zeit noch unmittelbar erlebt, sie haben sie als erlebte Wirklichkeit in Auge und Ohr – bis heute. Die Jüngeren konnten diese Zeit, sofern sie mochten, bereits von den späten sechziger Jahren an in Tonkassetten und Filmen, in Monographien, Schul- und Handbüchern als ein Stück Geschichte „abrufen“ und studieren. Zwischen dem direkten Erleben der Zeitgenossen und der Rezeption späterer Generationen, zwischen unmittelbarer Erfahrung und wissenschaftlicher Erforschung und Verarbeitung liegt jene Zeit, in der das Bild der Adenauer-Ära sich formte und Gestalt gewann – und zwar vor allem in der *Literatur* und in der *Publizistik*. Davon soll im folgenden an Hand ausgewählter Beispiele die Rede sein.

Adenauerzeit I: Spuren in der Literatur

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Literatur. Ich meine dabei vorzugsweise jene Gedichte, Romane, Dramen der Nachkriegszeit, in denen die aktuellen sozialen und politischen Verhältnisse sich spiegeln – in denen zumindest charakteristische Spuren der Zeit erkennbar werden. Das ist natürlich nicht die ganze Literatur, weil viele Autoren sich auch damals in ihrer eigenen Welt bewegten und die Politik vermieden und umgingen - aber es ist doch ein beträchtlicher, ein respektabler Teil der literarischen Nachkriegsproduktion.³

Die Zeit nach 1945 bot kaum Anlass für poetische Aufschwünge. In den Trümmern überlebte kein Pathos. Flugs machten viele aus der Not eine Tugend und wollten der Dichtung künftig prinzipiell den Gebrauch des „hohen Stils“ verbieten. Zeitgerecht und ästhetisch geboten erschien jetzt ein literarischer

³ Elisabeth Endres, *Die Literatur der Adenauerzeit*, München 1980; Ralf Schnell, *Die Literatur der Bundesrepublik. Autoren, Geschichte, Literaturbetrieb*, Stuttgart 1986; Ludwig Fischer (Hg.), *Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967*, München 1986.

Minimalismus, eine knappe, realistische Sprache - Poesie, angesiedelt zu ebener Erde, ohne die Tendenz zur Erhebung, zur Elevation. Joachim Kaiser nannte das später die „humane Verkleinerung der ehemals rauschhaft großen Worte.“⁴ Man wollte Inventur machen, die verbliebenen Habseligkeiten zählen. Die Alltagsrealität sollte im Mittelpunkt der Dichtung stehen. Wer dieser Forderung auswich, wer sich anschickte, weiterzumachen wie bisher und sein altes Lied zu singen „auf zerbrochener Leier“, der zog sich Ordnungsrufe zu, wie etwa in Wolfdietrichs Schnurres polemischem Ausfall „An die Harfner“:

„...zerschlagt eure Lieder
verbrennt eure Verse
sagt nackt
was ihr müsst.“⁵

Gewiss, die Literatur des „Kahlschlags“, der „Stunde Null“ war nur eine vorübergehende Erscheinung. Die literarische Produktion der folgenden Jahre war zu reich, zu bunt, als dass sie sich den Reduktionismus einer literarischen *minimal art* zu eigen machen konnte. Aber zunächst einmal galt für die Literaten nach 45 grundsätzlich ein striktes Verbot – das Verbot von Pathos, Erhebung, Idealisierung. (Es gilt in vieler Hinsicht noch heute.)⁶ Vor allem die Gruppe 47 erhob die Entsublimierung der Literatur zum kritischen Prinzip. Selbst ein pikaresk-barocker Erzähler wie Günter Grass wurde dort zunächst als „Realist“ wahrgenommen, und als Realisten wurden auch Autoren wie Heinrich Böll,

⁴ Brief an mich vom 10. 10. 1973.

⁵ Zit. bei Schnell (wie Anm. 3), 94.

⁶ Eine Zwischenbilanz versuchte die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung auf ihrer Herbsttagung 1996 mit dem Thema: Hoher und niederer Stil in der Literatur seit 1945 – mit Beiträgen von Wilfried Barner, Iso Camartin, Hans-Martin Gauger, Uwe Pörksen u.a. (Jahrbuch 1996, 67-132).

Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann eingestuft, sogar der frühe Martin Walser mit seinen eher surrealen, kafkanahen Literatur-Debüts.

Trotz der heftigen Forderungen nach Gegenwartsnähe und politischem Engagement entwickelte die Literatur der unmittelbaren Nachkriegszeit jedoch kein wirkliches Bild der Zeit. Es gab zwar tüchtig-realität-bezogene Romane wie Theodor Pliviers „Stalingrad“ oder Dramen aus der Mitte der Zeitgeschichte wie „Des Teufels General“ von Carl Zuckmayer – sie waren in den Jahren nach 1945 in Deutschland beliebt und populär. Aber ihr Einfluss auf die neue Literatur blieb begrenzt. Eine Zuwendung zu Gegenwartsthemen lösten sie nicht aus. Übrigens: auch zur Literatur der Emigration ergaben sich nur geringe Berührungen. Thomas Mann galt vielen Jüngeren als Kalligraph und Allegoriker, seine „oblatendünne Ironie“ (Peter Rühmkorf) verstörte und verletzte die ernsten Deutschen, manchen Kritikern wie Hans Egon Holthusen erschien sein Gesamtwerk gar als eine „Welt ohne Transzendenz“ – was uns heute gerade angesichts des 1947 erschienenen „Doktor Faustus“ als seltsame Verzerrung erscheint.⁷ Aber auch die letzten Bücher Döblins blieben zumindest in Westdeutschland nahezu ohne Echo – so dass der Autor sich für seinen „Hamlet“ zum Ostberliner Rütten & Loening Verlag flüchtete (und persönlich bald wieder in Paris Wohnung nahm).

Das Neue gewann zunächst noch keine dauerhafte Form. In vielen zeittypischen Nachkriegsbüchern überwiegt die alte deutsche Neigung zum metaphysischen Rasonnement, zur geistesgeschichtlichen Abrechnung, zum Prinzipiellen – was sich in Worten wie Nullpunkt, Kahlschlag, Neuanfang, aber auch in Buchtiteln wie „Die Geschlagenen“, „Die Schuldlosen“, „Die Welt der Angeklagten“ dokumentiert. Überall stößt man auf einen parabelhaften, moralistischen Umgang mit der realen Politik (die ja damals auch, abgesehen von einigen

⁷ Hans Egon Holthusen, Die Welt ohne Transzendenz. Eine Studie zu Thomas Manns „Doktor Faustus“ und seinen Nebenschriften, Hamburg 1949.

gemeindlichen und landespolitischen Übungsfeldern, den Deutschen noch verschlossen war!). Über der ganzen Aufbruchs-, Reflexions- und Krisenliteratur unmittelbar nach 1945 steht ein – keineswegs selbstkritisch gemeintes! – Wort, das von Wolfgang Borchert überliefert ist: „Zu guter Grammatik fehlt uns die Geduld.“

Doch nun – was geschah, als mit dem Marshallplan, dem fortdauernden Kalten Krieg, der Währungsreform die Dinge in Bewegung gerieten, als Ludwig Erhard – bis heute der einzige wirkliche Systemveränderer in der deutschen Nachkriegspolitik! – die versteinerten Verhältnisse „zum Tanzen brachte“, als Lebensmittelkarten und Zwangswirtschaft dahinfielen und ein freier Markt sich bildete, als die Bundesrepublik entstand und mit ihr eine neue Gesellschaft?

Rückblickend meint man, jene bewegten und stürmischen Jahre wären durchaus eines epischen Chronisten würdig gewesen. Sie hätten ihren Balzac, ihren Tolstoi finden müssen. Denn es entstand ja nicht einfach, wie manche meinten, eine neue Gesellschaft aus einer alten – ein Vorwurf, der sich schon zu Lebzeiten Adenauers in dem Wort „Restauration“ verdichtete. Vielmehr machten die Deutschen damals endgültig und unwiderruflich Bekanntschaft mit den Formprinzipien einer modernen Gesellschaft, sie näherten sich dem demokratischen Westen an und belebten die - auch im älteren Deutschland durchaus vorhandenen - freiheitlichen Traditionen aufs neue – dies alles, nachdem der konvulsische Aufstand der Hitlerzeit gegen die Wertgrundlagen der Moderne in einer Katastrophe ohne Beispiel zu Ende gegangen war.

Der Umschwung hatte Folgen: Aus den besitzlosen „Normalverbrauchern“ wurde ein Volk der Autobesitzer, die fremde Welt wurde verfügbar, Reisen war nicht mehr ein Privileg der Reichen, eigener Hausbesitz entwickelte sich, auch beim Mittelstand, bei Angestellten und Arbeitern. Ansprüche traten hervor und

mit ihnen die Probleme der Selbststeuerung einer frei entbundenen Mobilität. Schichtungen verloren ihre zwingende Macht im neu eröffneten Spiel des Auf- und Abstiegs. Wachsender Wohlstand erlaubte nicht nur die neue Lastenverteilung zwischen Heimatvertriebenen und Ansässigen im größten Umverteilungsprozess der Nachkriegsgeschichte, er löste auch die aus der Kriegs- und Nachkriegszeit ererbten Notstände allmählich auf.

Die schöne neue Welt, die hier entstand, hatte wahrhaftig ihre Probleme – ihre Stabilität war unerprobt, ihr Selbstbewusstsein machte im Ausland nicht selten Ärger, haltende, begrenzende Kräfte wurden oft in einer entfesselten ökonomischen Dynamik zerrieben. Dennoch kann man die Bundesrepublik nicht begreifen, wenn man sich nicht ihre eigentümlichen Entstehungs- und Lebensbedingungen vergegenwärtigt. Sie war etwas durchaus Neues, Erstaunliches, Unvorhergesehenes – von Anfang an viel mehr als ein Produkt der Not.

Etwas von diesem Neuen, plötzlich Auftauchenden, Präzedenzlosen wird fühlbar, zumindest atmosphärisch, in den Romanen von Wolfgang Koeppen, Heinrich Böll und Günter Grass, die in die fünfziger und frühen sechziger Jahre fallen. Am meisten wohl bei Koeppen. Bei ihm werden erste literarische Bilder der Nachkriegsgesellschaft, der Nachkriegspolitik greifbar - aufgefangen zuerst an einem Tag des Jahres 1948 im amerikanisch besetzten München („Tauben im Gras“, 1951), dann verdichtet in dem bis heute einzigen Roman von literarischem Rang über das politische Bonn („Das Treibhaus“, 1953) - und noch einmal zugespitzt in dem makabren Endspiel zwischen dem in Rom untergetauchten ehemaligen SS-General und Massenmörder Judejahn und seinen Komplizen und Gegnern („Der Tod in Rom“, 1954).

„Das Treibhaus“ bietet eine erstaunlich detaillierte Analyse des hektischen Betriebs im neuem Regierungssitz, dem Bonn der frühen fünfziger Jahre - wobei

die Bilder zwischen den Zimmern, Gängen und Sälen des Parlaments, den Nachrichten- und Zeitungsredaktionen, den Beziehungsnetzen von Wirtschaft und Publizistik im Land, zwischen der aktuellen Politik und dem Persönlichen und Erotischen in rascher Folge wechseln. Es ist ein leicht zu entschlüsselnder Schlüsselroman. Im Mittelpunkt steht eine fiktionale Figur, ein Politiker des linken SPD-Flügels, der aus dem Londoner Exil zurückgekehrte Bundestagsabgeordnete Keetenheuve - ein sensibler Pazifist, der an den politischen Neuanfang glaubt, aber von der konkreten Politik – auch seiner eigenen Partei – zunehmend enttäuscht wird, so dass er am Ende in den Selbstmord flüchtet und sich von der Bonner Rheinbrücke stürzt. Hinter seinem Parteichef Knurrewahn, der ihn schätzt, ihm misstraut, ihn benutzt, ihn fallen lässt, verbirgt sich kein anderer als Kurt Schumacher, der Oppositionsführer und Gegenspieler Adenauers. Koeppen schildert ihn präzise als Mann mit seinem Widerspruch:

„Knurrewahn hatte viel durchgemacht; aber er war nicht weise geworden. Sein Herz war gut gewesen; nun hatte es sich verhärtet...Er war ein nationaler Mann, und seine Opposition gegen die nationale Politik der Regierung war sozusagen deutschnational. Knurrewahn wollte der Befreier und Einiger des zerrissenen Vaterlandes werden, schon sah er sich als Bismarckdenkmal in den Knurrewahnanlagen stehen, und er vergaß darüber den alten Traum, die Internationale. In seiner Jugend hatte diese Internationale mit roten Fahnen noch die Menschenrechte vertreten. Neunzehnhundertvierzehn war sie gestorben. Die neue Zeit zog nicht mit ihr, die marschierte hinter ganz anderen Fahnen drein...Vielleicht fürchtete Knurrewahn so mit Recht einen alten Fehler. Nach seiner Meinung war die Partei in der ersten deutschen Republik nicht national genug aufgetreten; sie hatte in der schon gespaltenen Internationale keinen Beistand gefunden, und in der Nation hatte sie die Massen verloren, die der eingängigen Parole des primitiven nationalen Egoismus folgten. Diesmal wollte sich Knurrewahn den nationalen Wind nicht aus dem Segel nehmen lassen. Er war für ein Heer, gebranntes Kind scheut nicht immer das Feuer, aber er war für eine Truppe von Patrioten (die große Französische Revolution legte ihm die Binde der Torheit vor die Augen, und Napoleon war vielleicht schon wieder geboren), er war für Generale, aber sie sollten sozial und demokratisch sein. Narr, meinte Keetenheuve, die Generale, diese, wenn's um ihre Karriere ging, gar nicht dummen, diese geriebenen Brüder würden Knurrewahn eine schöne

Komödie vorspielen, die versprachen ihm alles, die legten sich hin und machten die Beine breit, die wollten ihre Stäbe zusammenkriegen, ihre Ranglisten aufstellen und ihre Sandkästen bauen. Was dann kam, wusste niemand. Schneider wollten nähen. Und mit dem nationalen Auftrieb war es überhaupt so eine Sache. Dieser Wind hatte sich vielleicht sogar gelegt, die nationale Regierung, schlauer, fuchsiger, segelte ein wenig mit der internationalen Brise, und Knurrewahn saß in der Flaute, wenn er national aufkreuzen wollte, statt vielleicht international das Rennen zu machen, ein Rennen mit dem Segel neuer Ideale zu neuen Ufern.“⁸

Verglichen mit diesem scharf pointierten Porträt ist Koeppens Bild des Bundeskanzlers von konventionellerem Zuschnitt. Adenauer tritt unverfremdet als „Kanzler“ (wenn auch ohne Namen) auf, er ist bereits der Star des Hauses, der Mittelpunkt der Bonner Bühne, der in geübt lässiger Haltung das Rednerpult des Parlaments besteigt und sein Anliegen vorträgt, sachlich, ohne Pathos, Effekte verschmähend.

„Er war kein Diktator, aber er war der Chef, der alles vorbereitet, alles veranlasst hatte, und er verachtete das oratorische Theater, in dem er mitspielen musste. Er sprach müde und sicher wie ein Schauspieler auf der wegen einer Umbesetzung notwendig gewordenen Durchsprechprobe eines oft gegebenen Repertoirestückes. Der Kanzler-Schauspieler wirkte auch als Regisseur. Er wies den Mitspielern ihre Plätze an. Er war überlegen. Keetenheuve hielt ihn zwar für einen kalten und begabten Rechner, dem nach Jahren ärgerlicher Pensionierung überraschend die Chance zugefallen war, als großer Mann in die Geschichte einzugehen, als Retter des Vaterlandes zu gelten, aber Keetenheuve bewunderte auch die Leistung, die Kraft, mit der ein alter Mann einen einmal gefassten Plan beharrlich und euphorisch zuversichtlich verfolgte.“⁹

Auch Porträts von Ehlers, von Gerstenmaier, von Krone findet man im „Treibhaus“ – daneben vieles Ironisch-Witzige, Boshafte, Erhellende über Wirtschaft, Politik und Presse dieser Zeit. Insofern wäre das Buch ein rundum gelungenes Konterfei der frühen Bundesrepublik – stünde dem nicht Koeppens fatale Neigung zur pessimistischen Zuspitzung, zur dramatischen Dämonisierung des

⁸ Wolfgang Koeppen, Tauben im Gras – Das Treibhaus – Der Tod in Rom; Drei Romane, Berlin 1983, 260 f.

⁹ Das Treibhaus, 335.

Alltags entgegen. Der Autor macht aus allem, auch dem Normalsten, ein Pandämonium. Insofern ist Keetenheuve wirklich sein Mann. Ein wenig Applomb des Schillerschen Welttheaters ist selbst bei diesem gegenwartsnahen Schriftsteller noch immer um die Politik, und man vergisst im Staccato der Beschleunigung zum bösen Ende hin, dass nicht alle Parlamentarierlaufbahnen tödlich enden müssen. Die Entdämonisierung, Entdramatisierung der Politik – wichtigstes Ergebnis der Ära Adenauer – wird hier, bei Koeppen, noch kaum sichtbar. Ganz im Gegenteil, alles wird schicksalsträchtig aufgeladen wie in einer Wagner-Oper. Hinter dem Bundestag taucht bei Koeppen der Rhein auf, im Strom die Rheintöchter, und sie sinnieren Finsteres. Selbst der Nibelungenexpress der neuerstandenen Bundesbahn, blutrot lackiert, erinnert Koeppen-Keetenheuve an die Brandmale der Vergangenheit:

„Basel, Dortmund, Zwerg Alberich und die Schlotte des Reviers; Kurswagen Wien Passau, Fememörder Hagen hatte sich' bequem gemacht; Kurswagen Rom München, der Purpur der Kardinäle lugte durch die Ritzen verhangener Fenster; Kurswagen Hoek van Holland London, die Götterdämmerung der Exporteure, die Furcht vor dem Frieden.

Wagalaweia, rollten die Räder...“¹⁰

Ich wähle diese Stelle aus dem Anfang des Romans wahrhaftig nicht aus Bosheit aus, dafür ist mein Respekt vor Wolfgang Koeppen, den ich gut gekannt habe, viel zu groß; ich will damit nur zeigen, wie lange die *deutsche Politik* nach Krieg und NS-Diktatur zur Normalisierung des Denkens und Fühlens gebraucht hat – und leider auch die *deutsche Literatur*.

Hatte es Heinrich Böll da leichter? Vielen erschien er in der frühen Adenauer-Zeit vor allem als ein rheinischer Humorist. Er war einer der ersten aus der Reihe der neuen, der jungen Schriftsteller, der sich, nach Kriegs- und

¹⁰ Das Treibhaus, 201.

Heimkehrergeschichten, mit der Realität der Bundesrepublik zu beschäftigen begann. „Haus ohne Hüter“ (1954) spiegelt etwas wider von den Schwierigkeiten der Erziehung im Wirtschaftswunderland, „Billard um halbzehn“ (1959) verbindet Zeitgeschichte mit Rückblenden, parallelisiert die Zerstörungen des Krieges und die Hektik des Wiederaufbaus; die „Ansichten eines Clowns“ – wie Grass’ „Hundejahre“ im Jahr 1963 erschienen und programmatisch die Adenauer-Ära abschließend – werfen ein Licht auf kirchliche, wirtschaftliche, politische Verhältnisse zu einer Zeit, in der das Pathos des Wiederaufbaus zerstoßen ist und Neues sich vorbereitet in Kirche, Gesellschaft, Politik. Programmatisch singt in diesem Buch der Clown Hans Schnier, auf den Stufen des Bonner Bahnhofs sitzend, das Lied vom guten Papst Johannes, der nicht CDU wählt...

Bölls Gesellschaft, nie weit von den Kölner Domtürmen entfernt, zeigt die Entgrenzungen, die Normauflösungen einer im Fluss befindlichen Zeit. Vieles wird jetzt möglich, was vorher tabuisiert war; Konflikte der Selbstbehauptung, der Emanzipation werden auf engstem Raum ausgetragen; die Menschen scheuern sich an überlieferten Normen wund, ohne doch glücklicher zu werden, wenn sie die Normen abgeschüttelt haben – das katholische Trauma Bölls, das sich durch alle seine Bücher zieht.

Ein Gesamtbild der Bundesrepublik wie in Koeppens Romanen findet man in Bölls weitgespanntem erzählerischen Werk kaum. Aber in Ausschnitten kann sich der Betrachter unzählige Details vom Leben und Treiben der Menschen in dieser Zeit aus nächster Nähe vergegenwärtigen. Überall wimmelt es von kleinen Leuten; Wohnen, Essen und Kleidung, Verkehrsmittel und Reisewege, Freuden und Frust des Alltags, Physiognomien und Tonfälle werden sauberlich geschildert und festgehalten – wie im Naturalismus, als man vom „Sekundenstil“ sprach und Alltägliches zu protokollieren begann. Böll kehrt die

klassische Stilregel um – Schicksale ereignen sich bei ihm eher am Boden der Gesellschaft als in den privilegierten Spitzenlagen. Oft fallen die kleinen Leute in tragische, ausweglose Situation, während der Autor die großen Leute eher komisch und grotesk erscheinen lässt. Böll, in Zeiten des Ahlener Programms der CDU nicht fern, hat sich später immer kritischer zu Adenauer und seiner Partei geäußert – am Ende gänzlich verbittert und unversöhnlich. Aber unfreiwillig ist er wie kein anderer mit seinem Werk zum literarischen Zeugen für jene „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky) geworden, wie sie in Deutschland in der Adenauer-Zeit entstand.

Demgegenüber spiegeln die Romane von Günter Grass zwar eine größere Weltfülle – und vor allem Naturfülle – wider als die von Böll und Koeppen, sie greifen weiter aus, räumlich wie zeitlich – aber sie bieten doch mehr dithyrambische Klänge als festumgrenzte Bilder, sie wirbeln ihren Gegenstand, kaum dass sie ihn ergriffen haben, in einem ständigen Transzendieren, einer unaufhörlichen Selbstbewegung der Sprache wieder fort. Natürlich ist Atmosphärisches bei Grass in Hülle und Fülle vorhanden: der „stille zugige heilige katholische Wartesaal zu Köln“; ehemalige Hauptbannführer zwischen Heidschnucken und Heidebauern; Bunkerhotels und Absteigen; Rheinwiesen und die Blüten der Bergstraße. Die Herren Beitz, Quandt und Brenninkmeyer tauchen mit Namen auf, während Koeppen seinen Schumacher noch in „Knurrewahn“ verfremdet hatte. „Mehlwürmer“, Symbole für das bundesrepublikanische Management, bringen Gesetzentwürfe ein, planen Stahlkombinate, regieren Westdeutschland – so die „Hundejahre“ (1963).

All das wirkt heute, nach 43 Jahren, in vieler Hinsicht überzeichnet, verquer, auch abgestanden – die permanente Farbexplosion lässt die Konturen verschwimmen. Man fragt sich: Warum sind Grass – der ja auch ein Meister novellistischer Zeichnung sein kann, man denke an „Katz und Maus“ oder an

„Das Treffen von Telgte“! – zur frühen Bundesrepublik nur wirre Skizzen, undeutlich-verwischte Brouillons eingefallen? Seine Selbstrechtfertigung in jüngster Zeit im Zusammenhang mit der lange verschwiegenen Zugehörigkeit zur Waffen-SS in jungen Jahren gibt einen psychologischen Schlüssel an die Hand: „Ich wurde“, sagt Grass, „aus der Gefangenschaft in den Westen entlassen und befand mich auf freier Wildbahn. Ich musste mir selbst etwas zusammenschustern mit all den Irrtümern und mit all den Umwegen, während Gleichaltrige meiner Generation, Christa Wolf etwa oder Erich Loest, im Osten des Landes sofort mit einer neuen und glaubhaften Ideologie versorgt waren...Das gab's im Westen nicht. Wir hatten Adenauer, grauenhaft, mit all den Lügen, mit dem ganzen katholischen Mief. Die damals propagierte Gesellschaft war durch eine Art von Spießigkeit geprägt, die es nicht einmal bei den Nazis gegeben hatte.“¹¹

Hans Mommsen hat angesichts der heftigen öffentlichen Kritik um Verständnis für Günter Grass geworben - er sprach vom „Recht des Einzelnen auf eine private Bewältigung des umfassenden Wertezerfalls, der mit dem Zusammenbruch des NS-Regimes eintrat“. ¹² Die Wortwahl macht staunen. Wie denn, 1945 zerfielen die Werte – und nicht 1933? Und was Grass selbst die freie Wildbahn nennt, das war also Nachkriegsdeutschland, die *Bundesrepublik* - während in der NS-Zeit „eine Art Volksgemeinschaft“ alles zusammenhielt und in der DDR von Anfang an eine „glaubhafte Ideologie“ herrschte?¹³ Ein Kommentar ist wohl überflüssig. Man staunt über diese frühe Positionsangabe eines Schriftstellers, in dem viele später das „Wappentier der Bonner Republik“ erkennen wollten!

¹¹ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. August 2006.

¹² FOCUS, 21. August 2006.

¹³ Grass aaO (wie Anm.11).

Aber gibt es denn unter den prominenten Schriftstellern der Adenauer-Zeit wirklich keinen, der einmal ein gutes Wort über den Kanzler verloren hätte? Doch, es gibt einen – und ich lasse seine Äußerungen sogleich als Satyrspiel auf die Tragödie folgen. Hermann Lenz, dessen autobiographische Eugen-Rapp-Romane das ganze 20. Jahrhundert umspannen – eine unerschöpfliche, noch kaum entdeckte Fundgrube für Historiker!¹⁴ - berichtet im fünften Band,¹⁵ wie die Hauptfigur des Romans, in Stuttgart lebend und literarisch tätig, auf den in Bonn agierenden Kanzler Adenauer reagiert:

Also, der ist dir sympathisch. Der kann's, der schafft's... Der weiß, wie sich alles um ihn herum abspielt und verachtet die Leute auch ein bisschen...Und Eugen erinnerte sich, dass er gehört hatte, der Alte habe bemerkt: ‚Man muss die Leute nehmen, wie sie sind, 's gibt keine andern.‘ Schließlich durfte jeder (auch gegen ihn) sagen und schreiben, was er wollte.¹⁶

Ein sympathisch-offenes Bekenntnis – und unter Literaten eine erstaunliche Ausnahme. Wie Eugen Rapp alias Hermann Lenz damit auf seine Umgebung, das Stuttgarter Literatur- und Kunst-Establishment der fünfziger Jahre, wirkte, wird an anderer Stelle geschildert:

Knöllers Glatzkopf lief rot an, und er rief aus: „Der Adenauer! Er lobt den Adenauer!“ Aber der Adenauer tat doch was und machte nicht bloß Sprüche. Sogar in Russland achteten sie ihn. „Sie, Herr Rapp, wenn Sie so weiterreden...“

¹⁴ Hans Maier, Der Roman als Geschichtsquelle. Anmerkungen zu Hermann Lenz, in: Rainer Moritz (Hg.), Begegnung mit Hermann Lenz, Tübingen 1996, 141-151.

¹⁵ Hermann Lenz, Der Fremdling, Frankfurt 1988.

¹⁶ Der Fremdling (wie Anm.15), 45.

sagte Knöllner und duckte sich hinterm Tisch. „Sie, da krieg ich Angst vor Ihnen! Jetzt können Sie sagen, was Sie wollen, jetzt ist's bei mir aus!“ schrie er und wiederholte: „Er lobt den Adenauer!“ und rannte aus dem Zimmer.¹⁷

Eine anekdotische Momentaufnahme – aber doch ein sprechendes Zeugnis. So wie im damaligen bürgerlich-liberalen, keineswegs sozialistischen Stuttgart mag es auch anderswo zugegangen sein. Adenauer fand zwar Mehrheiten, er konnte regieren, wurde in Wahlen bestätigt – doch die Literatur, die in seiner Zeit entstand, hielt Distanz zu ihm.¹⁸ Zwischen dem Alten in Bonn und vielen Schreibenden im Land – nicht allen! - war kein Bund zu flechten. Es blieb – trotz einiger spärlicher Kontakte Adenauers zu Schriftstellern - im großen und ganzen ein Unverhältnis.¹⁹

¹⁷ Der Fremdling, 90.

¹⁸ Weitere Beispiele, auf die mich Konrad Adenauer, der Enkel des Bundeskanzlers, freundlicherweise aufmerksam macht (Brief vom 18. September 2006), sind u.a. Bert Brechts Spottlied auf Schumacher und Adenauer im „Herrnburger Bericht“ (1951), Max von der Grüns Roman „Irrlicht und Feuer“ ((1963) (freilich nur am Rand!) und Fritz Raabs Roman „Das Denkmal“ (1979), der sich mit einem geplanten Adenauer-Felsendenkmal à la Loreley beschäftigt. Günter Grass aquarelliert in seinem Erinnerungsbuch „Mein Jahrhundert“ (1999) unter dem Jahr 1950 die Köpfe von Ulbricht und Adenauer mit einer Narrenkappe. Versöhnlicher klingt sein „Abgesang“, geschrieben 1967, abgedruckt in: Konrad Adenauer im Spiegel von Zeitgenossen – 30 Jahre danach -, hg. von der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, Bad Honnef 1993, 32:

„Als er aufkam, zählte ich einundzwanzig,
jetzt, da sie ihn entfernen, bin ich fünfunddreißig Jahre alt:
diese Spanne nennt man die Adenauer-Ära.
Ich möchte etwas Freundlicher über ihn sagen:
Er ist aus Holz geschnitzt;
Nun dürfen meine Kinder mit ihm spielen.“

¹⁹ Ein verständnisvolles, keineswegs unkritisches Urteil über Adenauer findet sich bei Werner Bergengruen, Schriftstellerexistenz in der Diktatur. Aufzeichnungen und Reflexionen zu Politik, Geschichte und Kultur 1940 bis 1963, München 2005. 225.

Adenauerzeit II: Publizistik

Ich komme zum zweiten, kürzeren Kapitel über die Spuren der Adenauer-Zeit im Journalismus, in der Publizistik.²⁰ Hier, in den Druckmedien und im Hörfunk, sind die Bilder des „Alten“ und seiner Zeit bunter, differenzierter, vielschichtiger als in der zeitgenössischen Literatur. Von einem zentralen Aufstand gegen den „diktatorisch“ regierenden Kanzler, wie ihn einige Autoren erwarten - und fordern! -, ist wenig zu bemerken. Auch der Streit über die Wiederbewaffnung wird vergleichsweise sachlich referiert, die aufklärende, kanalisierende Wirkung parlamentarischer Debatten macht sich bemerkbar – kurz, Presse und Hörfunk kommen in der Darstellung der Bonner Politik ohne bengalische Beleuchtung, ohne apokalyptische Farben aus.

Das hat zunächst mit schlichten handwerklichen Gegebenheiten zu tun. Die damaligen Journalisten, vor allem jene, die für Tageszeitungen schrieben, mussten ja fast täglich über Adenauer berichten - und selbst wenn sie seiner Politik kritisch, ja ablehnend gegenüberstanden, so zeigte sich im ständigen Umgang, in der Bonner Tuchfühlung rasch: der pünktlich agierende, schlagfertige, in der Öffentlichkeit überaus präsente Mann war kein Fanatiker, kein Tyrann, er eignete sich wenig zum Feindbild. Für die Karikaturisten war sein Fuchsgesicht sogar ein Geschenk – und die Anekdotenfreunde schickten sich frühzeitig an, seine Witze in Büchern zu sammeln.

Der Hörfunk, damals eine zentrale Nachrichtenquelle, übertrug nicht nur die Erklärungen Adenauers und seine schnellen Repliken aus dem Bundestag, er bahnte vor allem dem rheinischen Tonfall den Weg in die Wohnzimmer der Bundesbürger – und damit einer Sprache, die durch ein glückliches Geschick

²⁰ Allgemein: Gunnar Kröger, „Wir sind doch kein exklusiver Club!“. Die Bundespressekonferenz in der Ära Adenauer, Berlin 2005; Christina von Hodenberg, Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945-1973, Göttingen 2006.

gegen starren Ernst und hämmernden Nachdruck von Natur immun war. (Ähnlich stand es mit dem Schwäbischen von Theodor Heuss und Carlo Schmid, von Gerstenmaier und Kiesinger!). Das wirkte in der Situation nach dem Krieg erleichternd und befreiend. Nach dem Maßlos-Missionarischen der Nazijahre, nach Parteitagsreden, Sportpalastchören und der unaufhörlichen Beschwörung von Volk und Führer, Kampf und Sieg wirkte diese Sprache mit ihrem leisen Sarkasmus und ihren Doppelbödigkeiten wie eine Aufforderung zum understatement: Bitte, nehmt doch alles nicht so todernst!

So ergab sich fast von selbst eine geschäftmäßige Beziehung zwischen den für den Tag schreibenden Journalisten und Adenauer – auf Nachrichtenebene wie in Leitartikeln, Kommentaren, Glossen, Karikaturen. Der Mann war einfach interessant, er langweilte selten – und manchmal überraschte er sogar durch unvorhergesehene Volten.

Demgegenüber hatte die Opposition es schwer. Wenn Schumacher oder Ollenhauer im Bundestag sprachen, wusste man meist schon vorher, was kam. Eine Karikatur von H. E. Köhler aus dem Jahr 1952 zeigt einen Kurt Schumacher in einem Werbebüro der SPD; sein Kollege Ollenhauer beugt sich mit einem einladenden „Treten Sie bitte näher“ zur Tür hinaus. Aber der vor dem Laden stehende deutsche Michel findet im Schaufenster nur eine einzige Auslage in vielen Exemplaren, nämlich das Schild „Nein, nein, nein, nein, nein.“ Und der etwas zweideutige Zusatz „Was Sie hier nicht finden, das finden Sie bestimmt in unserem Laden!“ scheint ihn nicht übermäßig zu reizen.²¹

Wilhelm Emmanuel Süskind, SZ-Mann der ersten Stunde, Vater von Patrick Süskind, strenger Spracherzieher für junge Journalisten, Autor des vielgelesenen Buchs „Vom ABC zum Sprachkunstwerk“ - W.E. Süskind also hat den

²¹ H.E.Köhler/W.E.Süskind, Wer hätte das von uns gedacht. Zehn Jahre Bundesrepublik Deutschland, Boppard am Rhein 1959, 49.

Wahlkampf von 1957 wie folgt kommentiert: „Die Opposition offeriert ihr altes, mit den Jahren nicht knuspriger gewordenes Nein. Das ist zu wenig für ein Programm. Und wo es attraktiv wirken könnte, etwa im Widerstand gegen die Wiederbewaffnung und die einseitige NATO-Bindung der Bundesrepublik, da weicht Adenauer geschickt jedem Widerspruch aus. Nichts von Außenpolitik, nichts von Innenpolitik in seinem Programm. Es lautet ganz allgemein: Keine Experimente. Das ist meisterhaft. Denn es deutet an: Es bleibt alles beim alten. Diskret unterstützt von Adenauers wohlvertrautem und von Erhards wohlbehaglichem Porträt auf den Plakaten, muss diese Wahlverheißung den Sinn des Wählers unweigerlich dahin lenken, wo er ohnehin am liebsten verweilt: auf die wirtschaftlich-soziale Wohlstandssphäre – und damit ist die Schlacht schon gewonnen.“²²

Wohlgemerkt: hier schreibt ein Mann, der – ebenso wie seine Zeitung – sonst Adenauer eher distanziert und kritisch gegenübersteht – aber *wie* er einlässt, *wie* er formuliert, das zeigt, dass auch ein Blatt wie die „Süddeutsche Zeitung“ auf diplomatische Beziehungen zum Alten in Bonn Wert legen musste – wenn nicht im Grundsätzlichen, so doch wenigstens auf der „Streiflicht“-Ebene. Und ähnliches dürfte auch für andere Tages- und Wochenzeitungen der Adenauer-Ära gelten: für die „Neue Zeitung“, für die „Frankfurter Allgemeine“, für Eugen Gerstenmaiers „Christ und Welt“, für die von Gerd Bucerius gegründete, von Richard Tüngel geleitete stark nationalbetonte vor-dönhoffsche „ZEIT“ – und erst recht natürlich für den „Rheinischen Merkur“, der mit Otto B. Roegele und Paul Wilhelm Wenger in den fünfziger Jahren wohl die engsten Beziehungen zu Adenauer entwickelte und für einige Jahre zum journalistischen Hauptbegleiter seiner Politik wurde.

²² Wer hätte das...(wie Anm.21), 124.

Publizistische Gegenpositionen gegen Adenauer werden in den fünfziger Jahren, von Ausnahmen abgesehen, nicht in der Tagespresse formuliert, sondern „weiter oben“ – in Magazinen und Zeitschriften, in publizistischen Neugründungen mit forderndem, erzieherischem Anspruch. Solche Neugründungen gab es unmittelbar nach 1945 eine ganze Anzahl, schon die Namen sind ein Programm: „Die Wandlung“, „Ende und Anfang“, „Der Ruf“, „Die Besinnung“, „Die Fähre“ und andere mehr. Die Währungsreform hatte ihre Zahl reduziert. So erschien z.B. „Die Wandlung“ nach 1948 – wie ihr Mitgründer Dolf Sternberger bekümmert formulierte – nur noch, „um festzustellen, dass sie nicht stattfindet.“²³ Aber einige der stärkeren Schiffe im Geleitzug behaupteten sich, sie wurden in den fünfziger Jahren meinungsbildend und meinungsprägend – so besonders die „Frankfurter Hefte“ und „Der Spiegel“. In ihnen wirkten Publizisten, die sich als Erzieher verstanden, die ein anderes Deutschland, eine neue Gesellschaft wollten: Rudolf Augstein, Eugen Kogon, Walter Dirks. In ihren Kommentaren spielte Adenauer eine zentrale Rolle. Man beachtete den Alten, man rieb sich an ihm, man kam immer wieder auf ihn und seine Politik zurück. Der Patriarch in Bonn war für Augstein, Kogon, Dirks ein Anstoß, eine Herausforderung – streckenweise eine regelrechte Obsession.

Am deutlichsten wird das bei Rudolf Augstein. Unter dem Pseudonym Jens Daniel ließ er 1953, rechtzeitig zum Wahlkampf, ein Pamphlet „Deutschland – ein Rheinbund?“ erscheinen. Der Autor sieht in der Bundesrepublik „die Fliehkräfte des rheinisch-katholischen Raumes“ am Werk, die sich „eher mit den westlichen Siegern als mit dem unterdrückten, ausgepowerten Osten des Vaterlandes gruppieren“ wollen. „Nichts soll geopfert werden, es sei denn das

²³ „Die Wandlung“ musste 1949 ihr Erscheinen einstellen. Etwas länger war die Lebensdauer der in Freiburg erscheinenden Zeitschrift „Die Gegenwart“ (1950-58), deren Mitherausgeber Sternberger wurde. Aus der Zusammenarbeit zwischen Sternberger, Süskind und G. Storz erwuchs übrigens die Publikation „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ (1957) – neben Klemperers „LTI“ (Lingua tertii imperii) (1949) der wichtigste Beitrag zur sprachkritischen Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit.

Land östlich der Elbe auf dem Altar eines imaginären West-Europa, das sich nur mit einem geteilten Deutschland verbinden will.“²⁴ Adenauer, „dieser unerbittliche West-Drifter“,²⁵ gefährdet mit seiner Politik die Weiterexistenz des ungeteilten Deutschland, das doch selbst der Versailler Vertrag nicht in Frage gestellt habe. Unbedenklich mobilisiert Augstein antikatholische Ressentiments: Der Montanpakt, meint er, könne eines Tages als „Ultramontanpakt“ verschrieen werden.²⁶ Der „Rheinländer Adenauer“ und der „elsaß-deutsche Schreibstubengehilfe Schuman“ – Augstein weiß nicht, dass Schuman Lothringer ist – werden diskreditiert, weil sie „in Opposition gegen Preußen-Deutschland“ aufgewachsen sind, so wie De Gasperi „in Opposition gegen Österreich-Deutschland“ aufwuchs.²⁷ Augsteins Zukunftsvision sieht so aus : Solange Frankreich befürchten muss, dass Deutschland zum Junior-Partner der imperialen Amerikaner vorbestimmt ist, muss es die deutsche Spaltung wollen und den Sowjets die Schwäche Westdeutschlands garantieren. Solange Deutschland selbst von seinen Bundesgenossen geteilt gehalten wird, muss es versuchen, aus diesem unbilligen Bündnis auszubrechen, und sei es unter Assistenz der Sowjets.“²⁸

Hans-Peter Schwarz hat in seinen „Anmerkungen zu Adenauer“ Augstein mit einem Ausdruck Ernst Jüngers den „Verfolger vom Dienst“ genannt.²⁹ Für Adenauer war Augstein dies in der Tat. Dabei konnte der Spiegel-Chef dem alten Herrn in Bonn jedoch keine in die Zukunft weisende politische Alternative entgegenstellen. „Unter der Narrenkappe, die er sich gerne überstreift“, schreibt

²⁴ Jens Daniel, Deutschland – ein Rheinbund? Darmstadt 1953, Vorblatt „Zu diesem Buch“.

²⁵ AaO 131.

²⁶ AaO 149.

²⁷ AaO 109.

²⁸ AaO 148.

²⁹ Hans-Peter Schwarz, Anmerkungen zu Adenauer, Stuttgart 2004, 121.

Schwarz, „verbirgt sich nämlich kein Nationalliberaler, wie manche lange glauben, sondern ein Nationalist pur sang, ressentimenterfüllt, überheblich, anti-französisch...Mag sein, dass er zwei oder noch mehr Seelen in seiner Brust getragen hat. Aber die Feindschaft gegen Adenauers kalte, allen nationalpolitischen Experimenten abholde Westpolitik ist doch symptomatisch. Mit Augstein meldet sich, wenngleich schlaue getarnt, nochmals das alte, 1945 überwältigte Deutschland zu Wort, stellt sich ihm entgegen, wird unwirsch beiseite geschoben und rächt sich mit übler Nachrede wegen angeblich versäumter Gelegenheiten.“³⁰

„Verfolger vom Dienst“ – eine solche Rolle konnten die beiden Herausgeber der „Frankfurter Hefte“ im Unterschied zu Augstein kaum übernehmen. Gehörte doch der eine von ihnen, Walter Dirks, 1945 zu den Mitgründern der hessischen CDU – und auch Eugen Kogon, der Buchenwaldhäftling und frühe Chronist des SS-Staats, stand in den ersten Nachkriegsjahren der Union nicht fern.

Doch auch hier kam in der Adenauer-Zeit Streit auf. Die Fronten waren dialektisch verwickelt: einerseits ging die Zeitschrift zunehmend auf Distanz zu Adenauers Innenpolitik – andererseits unterstützte sie von Anfang an seine Europapolitik (Eugen Kogon war 1949-53 der erste Präsident der Europa-Union in Deutschland). Die Haltung der Zeitschrift zur Wiederbewaffnung schwankte: Während Kogon die innerdeutsche Debatte darüber im Januar 1949 mit einem spektakulären Artikel „Man braucht Deutschland...Auch deutsche Soldaten?“³¹ eröffnet hatte, und Walter Dirks zwei Jahre später bestätigend antwortete mit dem Fazit „Man braucht deutsche Soldaten“,³² machte sich derselbe Walter

³⁰ Anmerkungen zu Adenauer (wie Anm. 29), 123.

³¹ Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik, hg. von Eugen Kogon unter Mitwirkung von Walter Dirks und Clemens Münster (im folgenden FH), 4 (1949), 18-33.

³² FH 6 (1951), 533-536.

Dirks, wiederum zwei Jahre später, mit einem neuen Leitartikel „Braucht die Welt noch deutsche Soldaten?“ ans Abwiegen: „Eine deutsche ‚Remilitarisierung‘“, schrieb er, ...wäre nach wie vor ein Unglück für unser Land, - ein schlimmeres, wenn sie zur Nationalarmee führte, immer noch schlimm genug, wenn es notwendig und unvermeidlich bliebe, Deutschland an einer Europa-Armee zu beteiligen.“³³

Das Schlagwort der „Restauration“ haben vor allem die „Frankfurter Hefte“ in Umlauf gebracht. „Der restaurative Charakter der Epoche“ – so überschrieb Dirks einen großen Grundsatz-Artikel im September 1950. Es war ein Rundumschlag, keineswegs auf die Bundesrepublik begrenzt – Dirks sah restaurative Kräfte vor allem in Westeuropa am Werk, „von Athen bis London, von Madrid bis Berlin“ (die skandinavischen Länder nahm er aus).³⁴ Ein Symbol der Zeit war ihm das Goethehaus in Frankfurt, das in dieser Zeit in allen Einzelheiten wiederhergestellt wurde, obwohl es doch nach seiner Meinung niemals mehr das alte Goethehaus sein konnte. In Deutschland machte Dirks restaurative Züge bei den Kommunisten, den Sozialdemokraten, bei Katholiken und Protestanten, bei der FDP, bei der Bürokratie aus – also fast überall. Immerhin meinte er: „Noch immer kämpft und arbeitet in der CDU/CSU christlicher Geist gegen den Geist der Restauration, ebenso wie in der SPD sozialistischer Geist dagegen kämpft, aber in beiden Parteien liegt das Schwergewicht auf der restaurativen Seite.“ Der Name Adenauer ist in Dirks' Aufsatz sorgfältig ausgespart, aber der Hinweis auf den „schwarzweißroten Schimmer“, den die Bonner Koalition mit der Hereinnahme der beiden Rechtsparteien angenommen habe, ist deutlich genug.³⁵

³³ FH 8 (1953), 577-580 (577).

³⁴ FH 5 (1950), 942-954 (944).

³⁵ FH 5 (1950), 949.

Schon früher, zu Beginn der ersten Regierung Adenauer, im März 1950, hatte sich Eugen Kogon unter der Überschrift „Das Ende der Flitterwochen in Bonn“ an einem Porträt des Alten versucht. Es fiel durchwachsen aus - halb anerkennend, halb widersprechend, mit stillen Vorbehalten und nicht ohne eine gewisse Ratlosigkeit angesichts der in dieser Form nicht erwarteten Wendung der Dinge in Bonn (die Frankfurter Hefte hatten sich in ihren Erwartungen eher auf eine große Koalition von SPD und Union eingestellt):

„Viele sagen: dieser Adenauer mag sein, wie er will, aber er ist, in all dem Durcheinander, eine Figur, ein Mann, eine Autorität, und Schumacher wäre noch schlimmer. Er weiß das, dieser Bundeskanzler, und so treibt er seinen Gegner, wo er kann, immer noch tiefer in eine Opposition, die massenhaft Anhang im Lande hätte, wenn sie klüger wäre als die Politik des Bundeskanzlers...

Er ist ein großer Taktiker, wemgleich die Hälfte seiner Schlaueit aus den Unklugheiten seiner Gegner stammt und den Fehlern, Schwächen, Müdigkeiten, Unterlassungen, Rücksichtnahmen und der Arbeitsüberlastung seiner Nicht-Freunde...Er wird daher an der Macht bleiben. Ein wirklicher Politiker, kein Zweifel, trotz seinen Missgriffen...

Wohin wird sich die junge westdeutsche Republik unter seiner – wie schwer fällt mir hier das Wort! – christlichen, autoritären Restaurationsregierung entwickeln? Noch gibt es einige Möglichkeiten, dass es anders kommt...Wenn die Wendung nicht sehr bald eintritt, wird es zu spät sein. Wir selbst, wir alle müssten mit dem Mann, der sich in diesen Monaten erst wirklich an unsere Spitze arbeiten will, eines Tages sagen, was Kleist gesagt hat (Penthesilea):

„Mein Alles hab ich an den Wurf gesetzt;
Der Würfel der entscheidet, liegt, er liegt:
Begreifen muss ich's – und dass ich verlor!“³⁶

³⁶ FH 5 (1950), 225-228.

Nun, verloren haben damals – wie Kogon selbst nach einigen Jahren eingestand³⁷ - erst einmal die „Frankfurter Hefte“: Mehr als tausend Abonnenten bestellten auf den zitierten Leitartikel hin die Zeitschrift ab, weil ihnen diese Stellungnahme zum Neubeginn der Politik in Bonn zu skeptisch, zu abweisend war. Sie hatten mehr Zuversicht erwartet.

Ein bemerkenswerter Vorgang – zeigt er doch wie in einem Blitzlicht, dass der Einfluss der meinungsbildenden Publizistik der Nachkriegszeit und ihrer Organe in der Ära Adenauer an ihre Grenzen zu stoßen begann. Das hing mit den veränderten Bedingungen des politischen Lebens zusammen. Plötzlich war Politik kein Theoriespinnst mehr, kein Garn für Seminardiskussionen, kein bloßer Entwurf – sie ließ die Konzepte und Visionen hinter sich, sie ereignete sich real auf der Bühne von Parlament, Regierung, Gerichten. Die Zeit des unendlichen Gesprächs über Politik ging zu Ende. Die gemachte Politik lief der gedachten Politik davon.

III. Literatur, Publizistik - und die Wirkung des Unerwarteten

Und nun – welches Fazit wäre aus unserem – notwendig knappen und fragmentarischen - Durchgang durch die Literatur und Publizistik der Adenauer-Zeit zu ziehen? Eröffnen die geschilderten Antagonismen etwa ein neues Kapitel im altbekannten deutschen Streit von „Geist und Macht“? Bestätigen sie den in Deutschland so gern geträumten Traum von der Moral als Gegenstück der Politik? Oder sind sie eher ein neuer Beweis für jene „tiefe Politiklosigkeit“, die

³⁷ Eugen Kogon, „Der Würfel, der entscheidet, liegt...“, FH 8 (1953), 741-744. Das Kleist-Zitat erneut aufgreifend, meinte Kogon: „Nun warten wir auf den Wurf der Opposition, im Lande selbst wie in Europa...(744).“

Thomas Mann schon in den Jahren der Weimarer Republik an den deutschen geistesbürgerlichen Überlieferungen beklagte?³⁸

Wer sich in die Adenauer-Zeit versetzt, wer in die Quellen einsteigt, der wird zunächst einmal vieles ein Stück tiefer hängen wollen. Es ist kein heroischer Geisterstreit, der sich hier abspielt, eher ein Eifersuchtsdrama zwischen Reflektierenden und Handelnden – und manchmal auch einfach eine Komödie der Irrungen. Für einen tragischen Auftritt mit großem Applomb und kathartischen Folgen sind die Beteiligten wenig geeignet. Das gilt für die deutsche *Politik*, die nach der Katastrophe von 1945 – und nach einem längeren Krankheitsurlaub von der Weltgeschichte - erst in den fünfziger Jahren wieder aktiv wird und Gestalt gewinnt; es gilt aber auch für *Literatur und Publizistik*, die nach 1945 zunächst im politisch luftleeren Raum agieren, ehe sie in der Adenauer-Zeit, oft unsanft, wieder mit ihrem alten Gegenüber – Staat und Politik – zusammenstoßen.

Im Abstand vieler Jahre werden neben Unterschieden auch Ähnlichkeiten zwischen den beiden Kontrahenten sichtbar, die man lange übersehen hat. Nachkriegspolitik und Nachkriegsliteratur teilen eine charakteristische Eigenschaft miteinander: beide sind Produkte der Ernüchterung, beide entbehren des „hohen Tons“. Nicht nur die Gruppe 47 mied diesen Ton - auch Adenauer mied ihn. Mit sparsamer Geste und dürrem Wort gab er die politische Richtung vor. Ästhetisch „in Politik zu schwelgen“ war seine Sache nicht. Er hielt es lieber mit dem nüchternen Geschäftsstil des Juristen. War er damit vom *stilus humilis* der Nachkriegsliteratur so weit entfernt? Man hat sich über die „tausend Worte Adenauer“ ereifert, hat in seinen Reden und Schriftsätzen phantasievolle Beweglichkeit und literarischen Glanz vermisst. Aber wie kann man von der

³⁸ Hans Maier, Politische Selbstdarstellung – ein deutsches Problem?, in: Hans Vorländer (Hg.), Zur Ästhetik der Demokratie, Stuttgart 2003, 95-110.

politischen Rede einen üppigen Faltenwurf verlangen, wenn die Literatur selbst modeste Alltagskleidung trägt?

Erstaunliche Parallelen finden sich zwischen der föderalistischen Grundstruktur der Bundesrepublik und der auffälligen Gebundenheit der Nachkriegsliteratur an Landschaften, Orte, Städte. Es entwickelte sich ein heimatnaher Realismus mit dokumentarischen Zügen – im Ostpreußen von Siegfried Lenz, im Rostock Kempowskis, im Hamburg Nossacks, im Stuttgart von Hermann Lenz, im Hegau Walsers – von Grass' Danzig und Bölls Köln nicht zu reden. Vielleicht werden spätere Zeiten – ganz ohne Ironie – die Nachkriegsliteratur der Bundesrepublik auch als einen Neuaufgang der Heimatdichtung empfinden und dementsprechend verbuchen. Auch die Renaissance eines Theaters, das naturalistisch Sprechweisen, Stammeln, Verstocktheit, Verstummen einfacher Menschen nachzeichnet, bei Sperr, Kroetz, Fassbinden deutet in diese Richtung. Ich will damit die Unterschiede, die Spannungen und Konflikte nicht verwischen – ich will nur sagen, dass es sich lohnt, bei der Untersuchung von Literatur und Politik der Adenauer-Zeit nicht nur auf die Gegensätzlichkeiten, sondern auch auf die Parallelismen zu achten. Schließlich entstammen beide, Literatur und Politik, derselben Zeit, auch wenn sie oft in verschiedene Richtungen auseinandergingen.

Ich komme zum Schluss. Am 25. September 1963 – also in den letzten Regierungswochen des Kanzlers Adenauer – gab Herbert Wehner dem „Spiegel“ ein aufschlussreiches Interview. Auf die Frage, ob die Adenauer-Zeit eine „Epoche der Restauration“ gewesen sei, antwortete er:

„Ich halte nichts von dieser Charakterisierung, obwohl sie ja auch bei uns Sozialdemokraten viel verwendet worden ist. Sie entsprang einem gewissen Ohnmachtsgefühl. Sicher ist unter Adenauer vieles restauriert worden, das gebe ich zu, und sogar mehr, als gut war. Doch hat auch eine Sammlung stattgefunden. Nehmen Sie die SPD: Wir sind in dieser Adenauer-Zeit

gezwungen worden, uns mit einem innerpolitischen Gegenspieler zu befassen, der nicht in das politische Schema passte, mit dem wir früher zu tun hatten...Es hat lange gedauert, bis wir Sozialdemokraten dies durchschaut hatten, und ich bezweifle, dass es heute schon allen völlig klar geworden ist. Da war eine Sammlung auf der anderen Seite; die wesentlichen Kräfte außerhalb der SPD hat man in dieser Zeit konzentriert, und das hat denn auch zu einer Sammlung der Sozialdemokraten geführt, und zwar im Hinblick auf ihre politischen Vorstellungen.“³⁹

Ein Gegenspieler, der nicht in das frühere politische Schema passte – das war Adenauer in der Tat. Er kam sozusagen unangemeldet in die Nachkriegspolitik. Er störte die erwarteten Abläufe. Er war nicht vorgesehen. Da er aber erfolgreich war, zwang er die anderen, auf ihn zu reagieren. Das Ergebnis war schließlich – Wehner deutet es an – die „Neuaufstellung“ der SPD nach dem strategischen Reformplan des Godesberger Programms. Die Union als neue Volkspartei, als Nova am Parteienhimmel, löste im Nachkriegsdeutschland Wirkungen aus, welche die SPD von Grund auf veränderten – so sehr, dass aus ihr eine zweite Volkspartei entstand, zumindest tendenziell.⁴⁰

Wehner sah hier weiter als andere - während Augstein, Kogon, Dirks bei ihren alten Positionen verharrten. Er hatte für seine Partei bereits die neuen Wege zur Macht im Auge, während sich die Wortführer der öffentlichen Meinung mit unfruchtbaren Klagen über einen „Rheinbund“, eine drohende Restauration. Einen Rückfall in die Vergangenheit aufhielten. Das bestätigt ein altes Gesetz: die Literatur, die Publizistik darf betrachten, fühlen, mitfühlen, klagen, die Vergangenheit beschwören - der Politik dagegen ist dieser Rückzug in die Selbstbetrachtung verwehrt Sie muss angesichts neuer Herausforderungen

³⁹ Der Spiegel Nr. 39, 25. September 1963; hier zitiert nach dem vom Vorstand der SPD herausgegebenen SOPADE-Rednerdienst „Tatsachen – Argumente“ Nr. 71, Oktober 1963, mit der Überschrift: „Es hätte auch schlimmer kommen können...“

⁴⁰ So Wehner im selben Interview, 3: „Die jetzige Ordnung, die wir unter dem Druck der von den Sowjets auf deutschem Boden geschaffenen Tatsachen zuwege gebracht haben, diese Ordnung mit all ihren Mängeln hat die Adenauersche Partei und die SPD gezwungen, miteinander auszukommen – was sie auch sonst immer voneinander gedacht haben mögen.“

Alternativen entwickeln und handeln – das gilt für die Adenauer-Zeit wie auch für spätere Zeiten.

.